



Ich und die Coolen

Alles klar, ich gebe auf. Ihr habt gewonnen. Ich sehe es ein: Ich werde niemals zu euch gehören. Eigentlich hätte ich es schon in der Schule merken müssen. Labte ich mich auf der Schulreise an Äpfeln und Sandwiches, raschelten bei euch Chipstüten in allen Farben. Das höchste der Gefühle war, wenn ich in meinem Lunchpaket ein Minipic oder ein Balisto entdeckte. Ihr habt inzwischen die Gummischlangen vom Kiosk freigekauft.

Später, im Sportunterricht, wart ihr diejenigen, die mit höchster Sorgfalt und langen Diskussionen eure Mannschaftsmitglieder auswählen durftet. Natürlich gehörte ich immer zu denen, die am Ende verloren in der Mitte der Turnhalle standen. Als Letzter wurde man nicht gewählt und bekam keinen Handschlag zur Begrüssung ins Team. Als Letztem warfen sie einem über die Schulter ein «Okay, du bist noch bei uns» zu, während sie aufs Spielfeld rannten.

Es wurde nicht besser: Ihr hattet Gameboys und Nintendo-Spielkonsolen oder einen Fernseher im Zimmer. Meine Fernsehzeit war streng reglementiert.

Durfte ich mit 14 an einen Hockeymatch und musste spätestens um 24 Uhr zu Hause sein, konntet ihr die ganze Nacht unbeaufsichtigt durch die Stadt vagabun-

dieren. Ich trug einen Seitenscheitel. Ihr hattet einen Irokesenschnitt.

Ihr seid einfach besser: schneller, trendiger, hipper, schöner und modischer. Einfach cooler eben. Ihr, die ihr es jedes Mal fertigbringt, doch noch vor mir ins Tram zu huschen. So lässig locker von der Seite her. Ihr, die ihr an der Migros-Kasse zwar hinter mir ansteht, aber vor mir drankommt. Ihr, die garantiert überall reinkommt. Immer.

Erzähle ich am Kantinentisch vom feinen Risotto, den ich in diesem Grotto im Centovalli genossen habe, klärt ihr mich darüber auf, dass man im «Enid's» in Williamsburg, New York, den Cosmopolitan nun doch wieder mit Zitronenstatt Limettensaft serviert. Freue ich mich über meine schöne neue Wohnung in Altstetten, ladet ihr mich zum Nachtessen in euren Loft im Seefeld ein.

Der Dialog zum Dessert

So sass ich dann letzte Woche in einem solchen schicken Loft und bestaunte eine brandneue Dessertkreation aus der Molekularküche eines Kollegen mit dem vielversprechenden Titel «Weinbergpfirsich-Verveineeis in Sonnenblumenkernhippen auf Brombeerculis mit Chili-Aprikosen-Spuma».

Plötzlich meinte der Gastgeber mit einer Mischung aus Neugier und Bewunderung in seiner Stimme: «Ich habe gehört, dass vielleicht demnächst eine Kolumne von dir publiziert wird. Das ist ja supercool. Wo wird man die denn lesen können?»

«Im Beobachter», entgegnete ich mit schlecht verstecktem Stolz.

«Ah, okay», meinte mein Gastgeber mit einem etwas müden Lächeln, während er die letzten Reste aus seiner Molekularküche zusammenkratzte. «Ist doch schon mal ein Anfang. Du kennst doch noch den Adrian aus unserer Parallelklasse? Er konnte kürzlich eine Kolumne im «New Yorker» veröffentlichen. Ein ganz cooles Thema: «Urbane Sprachspiele in der digitalen Kommunikation». Worüber wirst du denn schreiben?»

«Nur eine kleine Kolumne, ganz hinten im Beobachter, nichts Besonderes.»

«Thema?», meinte mein Gastgeber etwas gelangweilt.

«Es geht darum, wie uncool es sein kann, wenn man versucht, cool zu sein.»

«Und wie bist du auf dieses Thema gekommen?»

«Ach, weisst du», meinte ich lässig, «Beobachtungen im direkten Umfeld und so.»

Marcel Hegetschweiler